

DAS THEMA: DER GAU VON TSCHERNOBYL VOR 20 JAHREN

Gespensstisches Leben am Rande der Sperrzone

Jülicher Experten unterstützen im weißrussischen Volincy die Bevölkerung beim Umgang mit der Strahlenbelastung. Waldprodukte oft stark kontaminiert.

VON UNSEREM REDAKTEUR
RALPH ALLGAIER

JÜLICH. Im Büro von Herbert Dederichs hängen Fotos von brennenden Häusern. Der promovierte Physiker, im Forschungszentrum Jülich im Geschäftsbereich Sicherheit und Strahlenschutz tätig, hat die Aufnahmen in Weißrussland selbst angefertigt. Er berichtet von niedergebrannten Häusern in Dörfern, die nach dem Reaktorunglück von Tschernobyl am 26. April 1986; morgen vor 20 Jahren; durch Strahlung kontaminiert (radioaktiv verunreinigt) worden waren. Die Zerstörung der Gebäude soll verhindern, dass die damals evakuierte Bevölkerung wieder ihre Heimatorte aufsucht. Tatsächlich kehren ehemalige Ortsansässige nur noch zurück, um Angehörige zu beerdigen.

Ganze Stadt evakuiert

Die Ukraine gehe weniger rigoros vor und toleriere zum Teil die Wiederbesiedlung, erzählt Dederichs. Mit dem Ergebnis, dass vor allem ältere Bürger wieder in hoch belasteten Ortschaften wohnen. Durch den Super-GAU vor 20 Jahren wurde eine Region von mehreren tausend Quadratkilometern erheblich kontaminiert. In einem Umkreis von 30 Kilometern um das Kernkraftwerk Tschernobyl ist das gesamte Gebiet für die Bevölkerung gesperrt. Hier liegt auch noch die Stadt Pripjat, die sich nur zwei Kilometer vom Kernkraftwerk entfernt befindet und früher einmal 40 000 Einwohner zählte.

Die immer noch verseuchten Plattenbauten liegen heute verlassen da. Straßen und Gebäude sind zum Teil verfallen und von Gras und Büschen überwuchert. In vielen Häusern liegen noch Gegenstände herum, die Zeugnis von einer offenbar überstürzten Evakuierung geben. Insgesamt wurden damals 350 000 Menschen umgesiedelt.

Dederichs und sein Kollege Reinhard Lennartz kennen die Situation in Weißrussland sehr gut: Schon seit 1991 reisen beide immer wieder mit Messfahrzeugen aus dem Jülicher Forschungszentrum in den weißrussischen Bezirk Gomel, der zu den besonders betroffenen Gebieten zählt, als die strahlende Wolke durch den Wind von Tschernobyl nach Norden getrieben wurde. Seit 1998 besuchen sie die Gemeinde Volincy, um die Strahlenbelastung der dortigen Bevölkerung zu messen, deren Gesundheitszustand zu beobachten und den Menschen Verhaltensregeln zu empfehlen. Das Bundesumweltministerium hat dieses Projekt längere Zeit gefördert. Jetzt freilich ist die Arbeit der Jülicher nur noch möglich, weil die „Walter-Gastreich-Stiftung“ als Sponsor in die Bresche gesprungen ist.

Kein Wort Russisch

Volincy ist von radiologisch hochkontaminierten Sperrgebieten umgeben und ausschließlich über einen durch die abgeriegelten Zonen führenden Schotterweg erreichbar. 320 Menschen wohnen in den drei Ortsteilen, die allermeisten leben von der Landwirtschaft, der Bewirtschaftung des Waldes und versorgen sich mit Lebensmitteln selbst.

Dederichs und seine Kollegen konnten kein Wort Russisch, als sie zum ersten Mal in dem abgelegenen Dorf aufkreuzten. „Wir haben uns mit Händen und Füßen verständigt“, berichtet der Jülicher Strahlenexperte. Den Deutschen wurde nach einer gewissen Anlaufphase viel Vertrauen entgegengebracht, „weil die Menschen an die Korrektheit der von den Behörden angegebenen Messwerte nicht glauben“. Die Jülicher untersuchen die Bevölkerung unter anderem mit Body-Countern. Das sind Ganzkörpermessgeräte, die Auskunft darüber erteilen, wie stark der Organismus mit radioaktiven Substanzen belastet ist. Mit anderen Prüfapparaturen wird die Kontamination von Böden, Pflan-



Was nach der Flucht noch übrig blieb: Spielzeug, Kissen und Gasmasken unter einer Schicht radioaktiven Staubs sind in einem verlassenen Kindergarten in Pripjat, zwei Kilometer vom havarierten Reaktor Tschernobyl zu sehen. Das Bild entstand im März 2006. Alle 40 000 Einwohner Pripjats wurden vor 20 Jahren evakuiert und hinterließen viele persönliche Dinge. Foto: ap

zen oder Lebensmitteln – etwa Wildfleisch – überprüft. Bei letzterem ergeben sich auch heute noch zum Teil erschreckende Messergebnisse. Laut Dederichs liegt das unter anderem daran, dass diese Tiere in der Bodenoberfläche nach Nahrung suchen. Und während die Belastung mit Cäsium-137 wegen des physikalischen Zerfalls und des Absinkens in tiefere

„Die Menschen haben uns schnell vertraut, weil sie an die Korrektheit der von den Behörden angegebenen Messwerte nicht glauben.“

HERBERT DEDERICHS,
FORSCHUNGSZENTRUM JÜLICH

Bodenschichten eigentlich abnehmen müsste, saugen Pflanzen das gefährliche chemische Element immer wieder über die Wurzeln auf, so dass die Gesamtkontamination in geringerem Umfang zurückgeht als erwartet. Cäsium-137 hat eine Halbwertszeit von 30 Jahren, was bedeutet, dass sich erst nach drei Jahrzehnten die von dem Element ausgehende Strahlung halbiert.

Bei Wildschweinfleisch haben Dederichs und Kollegen im Jahr 2002 eine Cäsium-Konzentration von 21 800 Becquerel pro Kilo festgestellt. Zum Vergleich: Der EU-Grenzwert für Lebensmittel liegt

bei 600 Becquerel pro Kilo. Auch im Bayerischen Wald wurde zuletzt als Spätfolge von Tschernobyl noch 2004 bei Wildschweinen eine mittlere Strahlenbelastung von 6700 Becquerel pro Kilo gemessen. Mit gewisser Vorsicht, so die Jülicher Fachleute, sind in Bayern auch Waldfrüchte wie Pilze oder wilde Beeren zu genießen. Deshalb lautet ihre Empfehlung: Bitte nur in Maßen verzehren!

In Volincy wurden immer dann besonders hohe radioaktive Konzentrationen im Körper einzelner Personen entdeckt, wenn diese sich über Verhaltensmaßnahmen hinwegsetzten, also im Übermaß Waldprodukte konsumiert hatten. Dennoch können die deutschen Strahlenexperten eingeschränkt Entwarnung geben: Sofern sich die Bürger von Volincy an die erteilten Vorsichtsmaßnahmen halten, sinkt auch ihre Gesamtstrahlenbelastung unter ein Millisievert pro Jahr, dem international zuläs-

sigen Grenzwert für die Bevölkerung im Umfeld von Kernkraftwerken. Während die Gesamtstrahlenbelastung 1999 im Mittel über vier Millisievert lag, ging sie 2005 auf 1,7 Millisievert zurück.

Sehr genau haben die Jülicher untersucht, ob Zusammenhänge zwischen Strahlenbelastung und Krankheiten der Bevölkerung vorliegen. Sie verglichen dabei den Gesundheitszustand der Bürger von Volincy mit denen in der weniger belasteten, weil weiter westlich liegenden Gemeinde Starograd. Ihre Schlussfolgerungen: Eindeutige Zusammenhänge zwischen der heutigen Strahlenbelastung und den registrierten Erkrankungen gibt es nicht.

Unmittelbar nach dem Reaktorunglück sei die Ursache des in großen Zahlen auftretenden Schilddrüsenkrebses dagegen klar gewesen: Dieser sei durch das ausgetretene Jod-131 ausgelöst worden, betont Dederichs. Deshalb müs-

sen auch jetzt noch Menschen in Weißrussland oder der Ukraine befürchten, von der Krankheit befallen zu werden. Glücklicherweise ist dieser Krebs fast immer heilbar, Betroffene müssen allerdings lebenslang Hormontabletten einnehmen. Das gefährliche Jod-131 ist inzwischen völlig zerfallen, übrig bleibt bis heute vor allem das Cäsium-137. Doch nach den Erfahrungen der Jülicher Experten hat die davon ausgehende Belastung keine signifikanten Auswirkungen auf den Gesundheitszustand der Bevölkerung. Dederichs: „Man kann davon ausgehen, dass vor allem hoher Alkoholkonsum, schlechte Ernährung aufgrund der schwierigen Wirtschaftslage oder psychische Faktoren wie Stress und Angst den Gesundheitszustand der Bevölkerung negativ beeinflussen.“

Experten uneins

Solche Aussagen sind umstritten. Es gibt Wissenschaftler wie den Epidemiologen Alexek Okeanow von der Internationalen Ökologischen Sacharow-Universität in Minsk, der allein in Weißrussland langfristig von mehr als 100 000 Todesfällen ausgeht, die ihre Ursache in radioaktiver Strahlung haben. Auch Greenpeace rechnet mit bis zu 93 000 tödlich endenden Krebserkrankungen infolge des Reaktorunglücks. Doch derartige Einschätzungen bilden in der

Fachwelt eher die Ausnahme. Dederichs' Analyse deckt sich mit derjenigen des Tschernobyl-Forums, das 2005 einen umfassenden Bericht über die Folgen der Reaktor Katastrophe vorgelegt hat. Das Forum ist ein Verbund aus Internationaler Atomenergiebehörde, der Weltgesundheitsorganisation, der Welternährungsorganisation, den Entwicklungs- und Umweltprogrammen der UN und den Staaten Ukraine, Russland und Weißrussland.

In der Studie wird die Zahl der bereits Verstorbenen und der künftigen Krebsopfer auf 4000 geschätzt. Weiter wird festgestellt, dass die Strahlenbelastung der nicht evakuierten Bevölkerung im Umfeld des Reaktors in den vergangenen 20 Jahren im Schnitt geringer war, als die Bevölkerungsgruppen in Gegenden mit erhöhter natürlicher Strahlenexposition ausgesetzt sind. „Bisher wurde weder eine reduzierte Fruchtbarkeit bei Männern oder Frauen, noch eine erhöhte Anzahl von Fehlgeburten oder genetischen Defekten in der Nachkommenschaft beobachtet“, lautet das Fazit der an der Studie beteiligten etwa 100 Wissenschaftler.

Infos zum Forschungszentrum Jülich: www.fz-juelich.de/gs
Zusammenfassung der Studie des Tschernobyl-Forums: http://de.wikipedia.org/wiki/Katastrophe_von_Tschernobyl

Caritas-Kinderferiendorf in Ukraine braucht Geld

► 70 Prozent aller Kinder in der Ukraine leiden nach Angaben der Aachener Caritas unter einer chronischen Schwäche des Immunsystems. Für diese Minderjährigen hat die ukrainische Caritas 1996 das Feriendorf Jablonitsa in der Karpatenregion aufgebaut. 3000 Kinder können sich dort jährlich erholen. Jetzt freilich ist das Ferien-

dorf stark sanierungsbedürftig, seine Häuser sind nach dem strengen Winter in ihrer Substanz gefährdet.

► Um entsprechende Baumaßnahmen zu finanzieren, bittet die Aachener Caritas um Spenden auf das Konto 131415 bei der Pax-Bank Aachen (BLZ 37060193), Stichwort: Kinderferiendorf Ukraine. (az)



Hilfe für Weißrussland: In Volincy lassen sich zahlreiche Menschen im Messwagen des Forschungszentrums Jülich untersuchen, um ihre individuelle Strahlenbelastung festzustellen. Foto: Forschungszentrum Jülich

„Uns hat doch keiner was gesagt“

Zeitzeuge kämpft für die Opfer von 1986. Viele erhalten keine Unterstützung.

VON JOHANNES SCHÖNWÄLDER

GESEKE. „Uns hat doch damals keiner was gesagt.“ Bei der Erinnerung ans Frühjahr 1986 wird der Blick von Oleg Zingerov noch heute ein wenig traurig.

In Tschernobyl sei er damals gewesen, erzählt der 46-Jährige mit ruhiger, warmer Stimme. Als Soldat der russischen Armee war er zusammen mit zahlreichen Kameraden von Kiew abkommandiert worden. Irgendwo in der Ukraine – bei Tschernobyl, wie er heute weiß – wurden sie alle in ein Depot gesteckt und mussten eine Woche lang Militärkleidung an die Leute vom Zivilschutz ausgeben. „Das waren Tausende, die von uns so eine Art von Uniform kriegten. Sie sollten militärisch aussehen, damit die Menschen besser ihre Befehle befolgen.“ Ge-

sehen hat er den Reaktor nie. Und vielleicht auch deshalb keine Bedrohung empfunden. Dass ab dem 26. April aus einem Atomreaktor tödliche Strahlung austrat, das hätten weder er noch die meisten anderen Katastropheneinsatzkräfte von Tschernobyl gewusst. Liquidatoren werden sie international genannt. Inoffiziell waren es 600 000 bis 800 000. Offizielle Zahlen gibt es bis heute nicht. Im Gegenteil, die Leute seien absichtlich unwissend gehalten worden.

Am 1. Mai, die Sonne schien, seien Hunderttausende auf den Straßen marschiert – wie immer. Von lebensbedrohlicher Strahlung hätten sie nichts gehört. Genauso unbekümmert sei er selbst gewesen. Was er damals an Strahlung abbekommen hat? Er weiß es nicht. „Ich war gerade 26. Das Wetter war schön. Das Ganze war

eher ein Abenteuer weit weg von zu Hause.“ Tagüber hätten sie gearbeitet, abends zusammen draußen gesessen, gelacht, gesungen und getrunken. Diese Tage haben sein Leben verändert. Nicht nur, weil er danach an Krebs erkrankte. Darüber spricht er kaum. Sondern weil er heute denjenigen hilft, die damals dabei waren und die heute in Deutschland leben. Und weil er Zahlen kennt.

Von den mindestens 600 000 Liquidatoren seien bereits 90 000 gestorben. Die meisten Opfer könnten keinen Nachweis führen, dass sie in Tschernobyl dabei waren. Sie bekommen deshalb kein Geld. Für diejenigen von ihnen, die heute in Deutschland leben, engagiert sich Oleg Zingerov. Er selbst ist seit fünf Jahren hier und vertritt mit seiner Initiative rund 2000 Menschen. (kna)